

Das Weib, das du mir gabst!

Roman von Lady Troubridge.

Fortsetzung.

Carlington schaute sie durchdringend an, mit diesem unfehlbaren Erraten ihrer kranken Gedanken, das ihm seine Macht über sie verlieh.

„Sie sind ja nicht frei, sind eine verheiratete Frau!“

„Wer weiß, was geschieht“, murmelte sie.

„Jetzt, weil Mark schwer krank ist, nicht wahr, Claudia? Das ist schändlich, unglaublich sogar, von Ihnen? Sie rechnen also mit dem Tode dieses armen Menschen?“

„Nun, und wenn ich es täte?“ brauste sie auf. „Ist das ein so großes Verbrechen? Es beschleunigt, nebenbei gesagt, seinen Tod nicht um eine Minute. Aber ich kann, meine Augen der Tatsache nicht verschließen, daß ich menschlicher Berechnung nach innerhalb der nächsten 24 Stunden frei sein kann. Was nützt mir nun diese Freiheit, wenn Sie mich einer anderen Frau zuliebe verlassen?“

Sie näherte sich ihm; ihre Tränen trocknend, nahm sie ihr bezauberndstes Wesen zu Hilfe.

„O, denken Sie darüber nach, Ralph, ehe Sie mich aus Ihrem Leben streichen. Gibt Ihnen die Liebe einer Frau wie ich so wenig? Was ist die einfältige Liebe eines gewöhnlichen jungen Mädchens im Vergleich zu jener die ich Ihnen bieten könnte?“

Carlington richtete sich steif auf und sein Gesicht nahm einen unerbittlichen Ausdruck an, der ihr zeigte, daß sein Entschluß gefaßt war.

„Ich sehe, ich muß noch deutlicher sprechen, obwohl es mir sehr peinlich ist, Sie verletzen zu müssen. Ich liebe jenes „gewöhnliche“ Mädchen, wie Sie es nannten; denn es steht so hoch über allen anderen Frauen, wie die Sterne über der Erde; es gehört nicht zu den Frauen, die ein junges, unschuldiges Mädchen verraten und um einen anderen werben, während der eigene Gatte seinen letzten Atemzug anschaut. Meine Braut ist ein Typus der Frauen, die der Stolz und Ruhm Englands sind; sie wird mir eine treue Frau, meinen Kindern eine edle Mutter sein; sie ist eine jener Frauen, die man heiratet!“

Mit vernichtendem Sohne fielen die letzten Worte von seinen Lippen und Claudia zuckte unter ihnen wie unter Peitschenhieben zusammen. Ihre Wut gewann die Oberhand über ihre stürmische Liebe.

„Wenn sie das alles ist“, schrie sie, „dann ist sie viel zu gut für Sie.“

Carlingtons Züge wurden weicher; seinen Lippen entrang sich ein Seufzer. „Das ist sie, niemand weiß es besser, als ich selbst. Und nun leben Sie wohl, Claudia,“ fuhr er

(Nachdruck verboten.)

entschlossen fort. „Ich glaube nicht, daß unsere Lebenspfade sich nach meiner Heirat oft kreuzen werden. Da wir aber in derselben Welt leben, werden wir uns in ihr einige Male begegnen. Ich bitte Sie nicht, die Freundin meiner Frau zu werden; denn so heucheln können Sie nicht. Und so lange Sie darauf bestehen, jeder Laune, jedem Ihrer tollen Einfälle nachzugeben, sind Sie auch keine sichere Freundin für eine junge Frau. Folgen Sie meinem Beispiel und raffen Sie sich auf. Sie sind noch jung und außergewöhnlich schön, Sie können aus Ihrem Leben noch etwas machen. Statt Mark ohne das leiseste Bedauern aus dem Leben in den Tod hinübergleiten zu lassen, sollten Sie alles tun, um ihn zu retten. Denn er wäre sicher gut und lebenswürdig mit Ihnen, wenn Sie ihn gut behandelten. Und vor allem, Claudia, hören Sie auf, aus reiner launischer Grausamkeit das Glück anderer zu zerstören, wie Sie es erst vor kurzem taten. O, ich weiß mehr, als Sie ahnen“, fuhr er fort, als sie zusammenzuckte. „Ich sah Steinburgs Gesicht, als er nach seiner Hochzeit fortfuhr, ich sah jenes der jungen Frau, die ihm angetraut worden war. Und ich weiß so genau, als ob Sie es mir selbst gesagt hätten, daß Sie da ein teuflisches Werk verrichteten.“

„Sind Sie fertig?“ fragte Claudia.

„Ja, ich habe alles gesagt, was ich sagen wollte. Nur eins noch: Steinburg hat Sympathie für Sie, seine alte Freundin. Sie haben Einfluß auf ihn, nützen Sie ihn nicht im schlechten Sinne, sondern überlassen Sie die Weiden sich selbst, ihrem eigenen Glück und Unglück!“

„Verlassen Sie das Zimmer!“ gebot Claudia, „und wagen Sie es nie mehr, mein Haus zu betreten, wie lange unser Leben auch währen möge!“

„Vielleicht ist es nur mehr kurz, wer weiß es?“ sagte Carlington fast feierlich. „Ob lang oder kurz, jedenfalls hoffe ich, daß Sie meinem Räte folgen; ich möchte sonst am Ende Ihrer Tage nicht mit Ihnen tauschen.“

Ohne Claudia weiter zu beachten, kehrte er entschlossen um und verließ das Zimmer.

Unbeweglich saß sie da, nachdem er gegangen war und blickte finster über den Zusammenbruch ihres Lebens. Nicht einen Gedanken widmete sie seinen wohlmeinenden Ratsschlägen, in denen sie nur einen Beweis unerträglicher Unverschämtheit sah; es beschäftigten sie Pläne, wie sie sich ihre Macht und Stellung erhalten könnte. blieb Mark am Leben, dann mußte sie einen trügerischen Waffenstillstand mit ihm schließen; denn ohne ihn ging es nicht, das sah sie ein. Ihre Stellung in der Gesellschaft war schon etwas erschüt-

fert; man hatte in ihrem Streite mit Iris Partei ergriffen für letztere. Die Mütter und Frauen jener Männer, die sie an sich gefesselt hatte, waren nur zu bereit, ihre Verurteilung all der kleinen kufierenden Geschichtchen zu äußern. Es bleibt ihr noch eins übrig, sich zuerst mit ihrem Manne und dann mit den Steinburgs zu versöhnen. War das geschehen, dann war sie wieder sicher.

Gleichsam als Antwort auf ihre Gedanken brachte ihr die Pflegerin in diesem Augenblick die Nachricht, daß eine Besserung eingetreten sei. „Der Patient“, sagte die Frau in ihrer berufsmäßig ruhigen Art, „hat gut geschlafen. Ich möchte es sofort dem Arzt telephonieren.“

„Ich werde es selbst tun und dann gleich den Kranken besuchen.“ Und sie folgte der Frau in das verdunkelte Zimmer, in dem Mark lag, matt und erschöpft von dem langen Kampf um das Leben.

Seine Augen blickten klar und ruhig, als sich Claudia über ihn beugte und der Wärterin ein Zeichen machte, sie allein mit ihrem Manne zu lassen.

„Herr Hampden ist sehr schwach“, sagte jene warnend. „Ich darf nicht lange wegbleiben.“

Dann zog sie sich zurück und die beiden Gatten waren allein.

„Es geht Dir besser, Liebster?“ sagte Claudia sanft, eine der entkräfteten Hände des Kranken mit den ihren umschließend.

„War ich krank?“ fragte Mark leise.

„Ja, Du warst sehr schwer krank; aber wir haben Dich so liebevoll gepflegt, daß Du bald wieder gesund sein wirst.“

„Wie gut von Dir!“ sagte er stannend. „Hast Du mich die ganze Zeit gepflegt?“

„Ja, Tag und Nacht“, log sie mit frecher Stirne.

„Dann mußt Du sehr müde sein! Wie lästig mußt ich Euch allen gefallen sein!“

„Sprich nicht davon, Mark! Nur eins hat mich bedrückt — die Tatsache, daß wir im Unfrieden schieden, ehe Du erkranktest. Erinnerst Du Dich?“

„Nur ganz dunkel“, sagte er schwach; es ist alles so schattenhaft wie ein banger, wirrer Traum. Es wird wohl alles klarer werden, wenn ich wieder gesund bin.“

„Die Pflegerin kommt gleich wieder“, sagte Claudia die Gelegenheit benützend, „ich möchte Dich vorher noch bitten, mir zu verzeihen und es aufs neue mit mir zu versuchen.“

Einen Augenblick glitt ein Ausdruck von Zweifel und Unruhe über Marks Gesicht. Er fühlte unklar, daß eine trennende Schranke zwischen ihm und dieser vollständigen Ausöhnung mit Claudia lag. Es schien ihm, als habe sie etwas getan, was er ihr nie verzeihen konnte; aber seine verworrenen Erinnerungen wollten sich nicht klären; schließlich blickte er mit halbem Nacheln in das schöne Gesicht, das sich über ihn beugte.

„Ganz recht, meine Liebe; es wurde wohl auf beiden Seiten gefehlt. Beginnen wir aufs neue.“

Claudia küßte ihn; ihr Herz pochte triumphierend und doch voll nervösen Mangels, wenn sie an die letzte Unterredung mit Steinburg dachte. Mark durfte nie etwas davon erfahren.

In dieser Nacht noch schrieb sie an Rudolf.

XXXII.

„Ich bin müde, Rudolf, kann ich nach Hause gehen?“ fragte Iris.

Sie lehnte sich über seinen Stuhl und versuchte seine Aufmerksamkeit vom Spiele abzulenken.

Es war fünf Uhr nachmittags; sie befanden sich in dem berühmten oder vielmehr berühmten Kasino. Trotz der verhältnismäßig frühen Stunde waren fast alle Plätze besetzt. So mancher, die die Ungeduld verzehrte, warteten schon draußen auf das Öffnen der Türen, um dann sofort an ihre Plätze zu stürzen.

Iris war schon seit einer Stunde da, und die duftgesättigte schwüle Luft nahm ihr fast den Atem. Einen Augen-

blick zögerte sie noch, hoffend, daß ihr Mann sie begleiten würde.

Rudolf spielte nämlich schon seit zwei Stunden. Das Glück war gegen ihn. Er tat es auch nur, weil das Aufregende, das Risiko bei der Sache, ihn anzog, während es Iris abstieß.

Sinter ihm stehend, beobachtete sie die abschreckenden, geschnittenen Physiognomien um den Tisch herum, die alle unvertwandt auf das grüne Tuch schauten, mit leidenschaftlicher, unverhohlener Gier in den Augen. Es schien Iris, als habe sie schon ungezählte Stunden auf das unaufhörliche Klirren von Gold und Silber gelauscht und auf die eintönige Stimme des Croupiers; sie sehnte sich nach der Ruhe und dem Frieden des eigenen Heims.

„Gehst Du noch nicht, Rudolf?“ wiederholte sie.

„Nein, noch nicht, Liebste. Eben wendet sich mein Glück. Aber gehe nachhause, wenn Du müde bist.“ Rasch drehte er sich wieder um, kaum gewahrend, ob sie gegangen war oder nicht. Das Glück war ihm jetzt günstig und es schien, als könne er keinen Mißgriff mehr machen. Er spielte nie nach einem besonderen System, sondern setzte aufs Geratewohl; denn er war fest überzeugt, daß das eine ebenso klug oder töricht war, als das andere.

Iris blieb noch stehen und beobachtete die Eintretenden, um sich die Zeit zu vertreiben. Was das für eine bunte Menge war! Rechts von ihr war die alte Herzogin von Ravereng, eine tonangebende Persönlichkeit Londons und Veranstalterin von glänzenden Festen, zu welchen sich alles drängte, eine anerkannt prinzipienlose Frau, deren Leben keine schärfere Prüfung vertrug, und deren Klugheit und Glück sie trotzdem auf die oberste Stufe der gesellschaftlichen Leiter gestellt hatte. Wenn sie oben an der Marmortreppe ihres Hauses in London stand, war sie immer noch eine stattliche, imponierende Erscheinung, hier aber, oft Seite an Seite mit dem Ausich der ganzen Welt spielend, hatte sie die Maske abgeworfen, und die Schminke, mit der sie ihre siebzig Jahre zu bedecken suchte, konnte die sichtbaren Spuren aller Laster und Begierden nicht bergen. Zu ihrer Rechten sah ein Jude, Bürger aus Bayswater oder Maida Vale, ein Mensch, dem sie in London keine Silbe, keinen Blick gegönnt hätte, den sie aber jetzt eifrig nach den Einzelheiten seines Systems ausforschte. Dann sah Iris einen ruinierter jungen Pair, der in jeder Beziehung berücksichtigt war und jetzt mit ruhigster Höflichkeit das Geld eines neben ihm sitzenden jungen Mädchens riskierte.

Plötzlich wendeten mehrere Spieler die Köpfe nach derselben Richtung, sicher, um den Eintritt einer auffallenden Persönlichkeit zu beobachten, dachte Iris, irgend einer berühmten Pariser Schauspielerin oder Halbweltbame mit ihrem Gefolge von Verehrern. Unwillkürlich schaute auch Iris, wer es wohl war. Es war eine schöne Frau, die so allgemeinen Aufsehen erregt hatte, schwarz gekleidet, mit einem großen Hut, der ihre Augen beschattete; sie trug Perlen in den Ohren und um den Hals.

Langsam schritt sie vorwärts; die vielen Augen, die ihre auffallende, fremdartige Schönheit musterten, brachten sie nicht im geringsten in Verlegenheit; sie war an Bewunderung gewöhnt und wäre sehr überrascht gewesen, wenn man sie ihr nicht gezollt hätte.

Iris schien es plötzlich, als müsse sie diesen leicht wiegenden Gang, diese großen, glänzenden Augen kennen.

Es war Claudia! — schöner und reizvoller als je! Iris empfand eine Umwandlung von Schwäche. Hast Du mich entdeckt, grausame Feindin? hätte sie ihr am liebsten zugerufen, und doch fühlte sie sich wieder unerklärlicherweise zu ihr hingezogen.

Sie wußte genau, daß Claudia sie schon entdeckt habe; sie merkte es an dem plötzlichen Aufleuchten der Augen, an der Lebhaftigkeit, mit der jene auf sie zudrückt. Claudias Stimme war sanft und leise und klang fast unterwürfig.

Iris' Hand waren dadurch die Waffen entwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Grenze.

Novelle von Heinz Waldow.

Wie ein verllorener Posten stand die Zitadelle inmitten der nordafrikanischen Wüste, von der ein heißer, trockener Wind herwehte, der die hohen Palmen, die in einer Gruppe zusammenstehend, auf dem Zitadellhof zwischen zerbrochenen Mauerfäulen standen, hin und her bewegte und das soeben geblasene Morgenignal in die stille, weite Wüste trug, als sollten auch dort die Schläfer zu erstem Tagewerk erwachen.

Aber die hören kein Signal mehr. Die ruhen fest, — fest —. Dagegen wurde es in der Zitadelle lebendig. Ein buntes Völkermeer, diese Fremdenlegion.

In einem Zimmer am Ende des langen Backsteingebäudes war man auch eifrig an der Morgentoilette. Die dünne Suppe war schon ausgelöffelt. Die Tornister umgeschmalt. Mit sorgenvoller Miene besah dieser und jener sein Marschgepäck.

Besonders ein zierlicher, kleiner Legionär. Unbeachtet, wie er glaubte.

„Ein bißchen viel haben sie uns heute aufgepackt, Reiner, nicht?“

Der kleine Legionär sah sich schnell um.

„Dafür ist der Weg auch heute etwas länger als sonst,“ entgegnete er kurz.

Der andere lachte. „Wenn Dir das als Ersatz gut genug ist — immerhin. Aber Du kennst Dich doch in diesem weglosen Lande so ziemlich aus. Wohin geht's denn eigentlich?“

„Wohin? Nach Rabat. So ziemlich an der Grenze des heiligen Landes.“

„An der Grenze?“

Die Augen des anderen wurden weit. Hatte dieses Land, diese Wüste denn auch eine Grenze? Gab es wohl irgend eine Möglichkeit, dorthin zu kommen?

„Reiner!“

„St,“ machte dieser nur. —

Auf dem Zitadellhofe wurde schnell Kolonne formiert und dann ging es im Eilmarsch hinaus in die brennende Wüste. Eine kurze Stunde und nichts war mehr von der Zitadelle zu sehen. Nur die Wüste, glühender Sand, und über ihr eine flammende Sonne. Erbarmungslos wurden die Legionäre von den berittenen Offizieren angetrieben. Und sank auch dieser und jener um — weiter — weiter —.

Mühsam schleppte sich der kleine Legionär fort. Sein Kamerad, der rote Dieter, dicht an seiner Seite. Der spürte heute nichts von der Last des Marsches. Sein glänzendes Auge war immer in die Ferne gerichtet, als suche es dort etwas, als läge dort ein heißersehntes Ziel. Und als dem Kleinen es fast zu viel wurde, da nahm der starke Dieter einen Teil seiner Last auf sich. Als wäre alles nur ein heiterer Ausflug.

Zu Tode erschöpft langte die Kolonne abends auf ihrem Lagerplatz an. Mit Peitschenhieben mußten die dafür Bestimmten zum Holzstammeln und Feueranzünden getrieben werden. Und seines Kameraden Hand, die Hilfe bot. Nur der rote Dieter.

„Bleib' liegen,“ flüsterte er dem gänzlich abgehefteten Reiner zu, „ich sammle für Dich mit.“

Er spürte keine Müdigkeit, obgleich seine Glieder von dem doppelten Gepäck wie geschunden waren, keinen Durst, — und doch war ihm die Zunge steif im Munde.

Sorgsam brachte er seinem Kameraden den Wasserkrug — die Konservensuppe —. Und als dann alle schliefen, da rüttelte er seinen Gefährten aus dem todähnlichen Schlaf.

„Reiner!“

„Was gibt's?“ —

„Still, Reiner, nur still,“ hauchte der rote Dieter, und sich nicht an das Ohr des Kleinen heugend, fuhr er flüsternd fort: „Du, Du sprichst diesen Morgen von der Grenze. Wie wär's? Ist die noch weit?“

Der Kleine wurde nun auch etwas munterer. Sein Auge suchte im fahlen Zwiellicht der Wüste in dem seines Gefährten zu lesen. War's ehrlich gemeint? Oder war's Verrat? In der Hoffnung auf eine Befragung?

Aber dort stand nur ein brennendes Verlangen nach dem einen Wunsch seines Herzens — die Grenze — die Heimat —.

Und unter dem sternenbedeckten Himmel der schweigenden Wüste erwogen die beiden die Flucht — den Weg zur Heimat —.

Es war zwei Tage später, als die Kolonne, die schon seit dem Morgen dieses Tages in dem aufständischen Gebiet war, sich dem bestimmten Lagerplatz näherte. Einzelne Trupps berittener Marokkaner waren dann und wann am Horizont aufgetaucht, aber keine hatte sich in einen Kampf eingelassen. Plötzlich sprangen wieder einige auf einem nahe liegenden Hügel heran, zielten aber angesichts der marschierenden Kolonne mit einem

scharfen Blick ihre Kasse an, um dann ebenso schnell wieder zu verschwinden. Wie immer wurde halt gemacht, die Gewehre pyramidenförmig zusammengestellt — als plötzlich die Wüste zu bröckeln schien.

Wie ein Wirbelsturm brausien die Wüstenföhne heran. Im Nu sprangen die Legionäre auf, zu den Gewehren. Signale schmetterten. —

Fassungslös stand der rote Dieter an der Seite seines kleinen Kameraden, der mit eiserner Ruhe gleichmütig dastand, und wie auf dem Scheibenstand das Ziel abschätzte.

„Reiner,“ stöhnte der rote Dieter auf, „so nahe —“

„Still,“ raunte der mit gebietendem Blick; „wir sind ja näher wie Du denkst.“

„Wo denn?“ fragte der andere fassungslös.

„Da, dicht vor Dir. Sie kommt ja auf Dich zu.“

Ertauscht schüttelte der rote Dieter den Kopf. Phantasierte sein kleiner Freund? Hatte ihn der Wüstenmarsch aufgezehrt?

„Dieter!“

Der fuhr jäh herum bei dem scharfen Befehlston seines Gefährten.

„Wenn Dir Dein Leben lieb ist, dann nimm Dein Gewehr. Und auf die Pferdeköpfe gezielt. Die braunen Kerls trifft man ja doch nicht. Marree formiert!“ donnerte er einige der Nächststehenden an, die kopflos dastanden, ängstlich auf die heranbrausende Reiterchar blickend.

„Unsere Offiziere?“ fragte der rote Dieter ängstlich.

„Die?“ verächtlich klang des Kleinen Stimme, „die sind nur dort, wo sie nicht sein sollen. Achtung! Dieter! Bist du dreihundert! Feuer!“

Gleichmäßig, wie gewohnheitsmäßig, klang sein Befehl durch all das Getümmel. Und dann rollte eine Salve über die Wüste. Einige Kasse stürzten. Aber in die Lücken drängten andere. Immer rasender stürzten sie heran.

Der kleine Legionär hatte sich vor die Front gestellt. Immer gleichmäßig kommandierend, aber sicher. Ihm zur Seite der rote Dieter. Ein toller Taumel war über ihn gekommen, eine Art Kanakluft. Sein Gewehrlauf glühte von schnellem Feuern. Zweimal waren die Araber zurückgeschlagen. Nun stürmten sie zum drittenmal heran.

„Jetzt gilt's, Dieter,“ flüsterte der kleine Legionär.

Noch einmal klang seine Stimme durch das Kampfgetümmel, krachten die Gewehre, aber dann brauste wie ein verheerender Strom die Reiterchar über die Legionäre fort. Der rote Dieter faßte sein Gewehr wie eine Keule, um die Feinde von sich und seinem Freunde abzuwehren, der still lächelnd dastand. Jetzt, wo es auf den einzelnen ankam, stand er untätig da. Ein riesiger Scheit drängte auf schäumendem Schimmel auf ihn zu — der krumme Säbel bligte im Licht der scheidenenden Sonne — rasch sprang Dieter auf den Gefährten zu, wollte ihn fortreißen — doch zu spät, — blutend lag er im Arm des Freundes, der ihn verzweifelnd auf den Sand der Wüste legte.

„Reiner! Reiner!“ Wie der hoffnungslose Schrei eines Ertrinkenden klang es. Matt öffnete der die Augen. „Du, Dieter, — ich — gehe über die Grenze — zur —“ Matt fiel er zurück.

Und Dieter? Der sah nicht die Dämmerung herabsinken, sah nicht die Kolonne sich sammeln, den toten Freund im Arm starrete er mit stierem Blick weit — weit — über die Grenze — in die Heimat.

Prinz Eugen.

Von Dr. Ernst Wallert.

Am 11. Juli 1708 — nach anderer Version am 14. Juli — erfocht einer der glänzendsten Feldherren des europäischen 17. Jahrhunderts einen seiner bedeutendsten Siege. Dieses Ereignis, das sich in diesen Tagen zum zweihundertsten Mal jährt, läßt es uns angebracht erscheinen, uns mit dem Sieger dieses Tages und seinem erfochtenen Siege ein wenig näher zu beschäftigen. Und der Sieger gehört denn auch zu den auserlesensten Strategen. Prinz Eugen genoss eine ungeheure Popularität. Noch die Gegenwart gedenkt seiner in Hochachtung und pietätvoller Würdigung.

Hatten schon die Siege über die Türken sein Renommee andauernd gesteigert, so stieg dieses von neuem ein gewaltiges Stück, als die Kunde von seinem über die waffen-geübten Franzosen erfochtenen Sieg bei Dudenarde durch das aufstrebende Europa eilte.

Frankreich befand sich damals in jener Periode, wo seine außenpolitische Willkür, die nichts weiter als eine Räuberpolitik ersten Ranges war, üppig ins Kraut schoß. Diese

Mäanderpolitik richtete sich besonders gegen das benachbarte deutsche Reich, das noch schwer unter den Nachwehen des dreißigjährigen Krieges zu leiden hatte. Diese „Einnisungen“, wie es die damalige Zeit nannte, richtete sich diesmal gegen das an der nördlichen Schelde gelegene Land. Frankreich hatte schon immer versucht, seinen Einfluß in den flandrischen Niederlanden geltend zu machen. Aber auch Prinz Eugen war auf französisches Gebiet hinübergerückt. 1707 hatte er einen solchen Versuch von neuem wiederholt, mußte aber vor Toulon umkehren. Das kränkte natürlich seinen Ehrgeiz.

Prinz Eugen begab sich nun in dem darauffolgenden Jahre wiederum nach den Niederlanden, um im Verein mit Marlborough und Heinsius den weiteren Gang dieses Plankrieges zu beraten. Des Rates wurde nicht allzulange gepflogen, denn alle drei Feldherren liebten die Tat mehr, denn das Wort. Dem festen Vorgehen Prinz Eugens fiel es natürlich nicht schwer, die Franzosen zu stellen; sie gingen blindlings in seine Falle.

Bei Dudenarde kam es zur Schlacht. Prinz Eugens Schlachtplan „klappte“ wie immer. Sein Glück verlagte nicht. Die Franzosen wehrten sich zunächst nach Kräften, mußten aber doch der überlegenen Kriegskunst des erfahrenen Gegners bald weichen. Erst langsam und zögernd, dann aber in immer heftigerem Tempo räumten sie die Wahlstatt. Prinz Eugen und seine Soldaten blieben Sieger auf dem Schlachtfeld. Ein neues Ruhmesblatt war seinem Ruhmeskranze eingefügt.

Zu diesem Siege gefellte sich bald noch ein zweiter, der bei Lille, und ein dritter und endgültig den Feldzug abschließender, der bei Malplaquet. Frankreich hatte mehr als ein paar Schlachten verloren. Sein tonangebender Einfluß in Europa war endgültig gebrochen.

Bei Dudenarde kam weniger die Großartigkeit des Sieges in Betracht, als der Umstand, daß Eugens strategische Taktik, die sich gegenüber Türken und Tartaren bewährt, nun auch gegenüber den äußerst geschickten und kriegskundigen Franzosen bewährt hatte. Ganz Europa lauschte den Klängen dieses Waffenganges, der von neuem ren Beweis für die Unbesiegbarkeit des Savoyerhelden erbracht hatte. Und die Deutschen konnten mit Recht stolz sein, einen solchen Mann den ihren nennen zu dürfen. Freilich hieß es auch in diesem Falle, bei Umkehrung des bekannten Sprichworts: viel Ehr, viel Feind! Diese Feinde saßen dem Sieger von Dudenarde in Wien, und zwar in nächster Nähe seines kaiserlichen Herrn. Immerhin vermochten ihre Einflüsterungen nicht, ihn in Ungnade fallen zu lassen. Die Wichtigkeit seiner Persönlichkeit war eine zu starke, als daß seine Reider ihm die mit Blut und Schweiß erkämpfte Position irgendwie hätten streitig machen können. Und genügten zu diesem Endergebnis auch die bisherigen Erfolge, noch nicht ganz, so setzten die Siege von Dudenarde und Malplaquet die Schlufsteine auf das Heldenerk von seinem an Taten reichen Lebens.

Die Schlacht von Dudenarde ist von welthistorischer Bedeutung geworden; mit ihr beginnt Frankreichs Sonnen- glanz zu erblaffen und seine dominierende Stellung in Europa verliert an Festigkeit und Ansehen.

Prinz Eugen war von kleiner Statur und sehr mager. Sein Gesicht war stark gebräunt, seine Nase aufgestülpt, seine Augen lebhaft und schwarz. Seinem Neuziehen nach war er absolut nicht der Mann, unter dem man einen Soldaten vermutete. Ein Freund der Frauen war er nie. Wenigstens ist es charakteristisch für ihn, daß er niemals verheiratet gewesen ist. Er war ein echter und rechter Soldat: ein Vorbild für seine Untergebenen. Unter drei Kaisern diente er. Er hielt allen die Treue. Bekannt ist das angeblich von ihm gebrauchte Wort: „Neopold war mein Vater, Joseph mein Bruder, Karl mein Herr.“ Im Einklang hierzu gilt sein Wahlspruch: „Oesterreich für alles!“ Den Interessen des österreichischen Kaiserhauses opferte er die eigenen. Doch nicht nur als Feldherr und Soldat tat er sich hervor, und erwarb er reichen Ruhm, sondern auch als Staatsmann und Diplomat. Wo das Schwert nichts auszurichten vermochte, da schlug seine Junge Schlachten, ebenbürtig seinen glänzendsten Siegen. Zwei Hauptver-

osenste um den Gang der Weltgeschichte sind ihm zuzuschreiben: das endgültige Zurückdrängen der Türken und das Brechen des maßgebenden Einflusses Frankreichs in der europäischen Politik. Nicht zum geringsten gerade gelang ihm das letztere durch seinen herrlichen Sieg bei Dudenarde.

Diesen Sieg bei Dudenarde haben ihm denn auch die wenigen Männer seiner Zeit, die echt deutsch fühlten, niemals vergessen: ihnen bedeutete dieser Sieg das Wiedererwachen des lange gewaltsam darniedergehaltenen Deutschtums.

Dies und das.

* Liebe und Mathematik. In den Memoiren des Fräuleins de Launay, einer französischen Schriftstellerin des vorigen Jahrhunderts, findet sich folgende bemerkenswerte Stelle: „Ich besuchte zu jener Zeit häufig Mademoiselle d'Epinar, wo ich Herrn de Roi gewöhnlich antraf. Ihre Wohnung lag der meinigen so nahe, daß ich den Weg hin und zurück gewöhnlich zu Fuß machte. Herr de Roi bot mir bei diesen Gelegenheiten stets den Arm und brachte mich nach meiner Wohnung zurück. Auch unserem Wege mußten wir nun über einen großen viereckigen Platz gehen und zu Anfang unserer Bekanntschaft hielt sich Herr de Roi an den Seiten des Vierecks. Nach und nach kürzte er den Weg etwas ab und eines Tages ging er geradeaus — quer über den Platz. Daran schloß ich, daß seine Neigung zu mir ebensoviel abgenommen habe, als der Längenunterschied zwischen der Diagonallinie und den zwei Seiten des Quadrats betrug, und ich brach die Bekanntschaft ab.“ — Wie man sieht, läßt sich unter Umständen auch die Liebe nach mathematischen Feststellungen beurteilen.

Am Familientisch.

Auflösungen zu Nr. 158.

Silbernräsel:

Mißverständnis.

Rebus.

Unterseeboot

Wichtige Lösungen schickten ein: Fritz Willse-Deitrich — E. Doumolin-Deitrich — A. Krah-Eltville — Jean Klein-Geisenheim — R. Müller-Bierstadt — Th. Augstein-Wiesbaden — Fr. Haubener-Wiesbaden — Chr. Bremer-Wiesbaden — Jg. Balder-Wiesbaden — Franz Kugelstadt-Amöneburg.

Rätsel.

Ob ihr vier Flügel eigen sind,
So kann Sie doch nicht fliegen,
Wenn auch die Flügel kühn im Wind,
Oft Tag und Nacht sich regen.
Nicht holt sie Körner von den Halmen!
Und hat doch Körner zu zermalmen.

Logogrify.

Mit a:

Vom Schiffe getragen auf schäumenden Wellen,
Der lustige Aufenthalt kühner Gefellen.

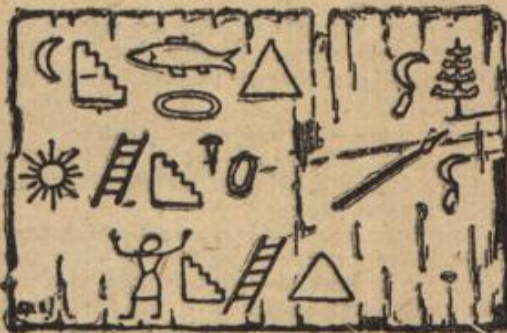
Mit o:

In der Jugend aufbrausend, im Alter geklärt,
In der Hitze zur Kühlung von vielen begehrt.

Mit i:

Gewisse Organe gar wunderbar stählend,
Doch auch die Landwirtschaft fruchtbar befehlend.

Bilderrätsel.



Hieroglyphen.

Von jedem Bilde gilt der Anfangsbuchstabe seines Namens.
Die fehlenden Vokale sind zu ergänzen.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Lobes in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Lehbold & Krantz in Wiesbaden.